

Christian Schüle

# WIE WIR STERBEN LERNEN

Ein Essay

PATTLOCH 

»Die Beschäftigung mit dem Tode  
ist die Wurzel der Kultur.«

Friedrich Dürrenmatt

»Kann man überhaupt  
zum richtigen Zeitpunkt sterben?«

Julian Barnes, »Flauberts Papagei«

I

# Der Zeitgenosse im Sog seiner Gegenwart

Die Tragik des Menschen besteht darin, dass der Kampf gegen den Tod schon bei der Geburt verloren ist. Der Mensch lebt auf den Tod hin. Man könnte sagen: Er stirbt sein Leben lang. Der Tod ist die erzwungene Zielvereinbarung des Lebens mit sich selbst. Kampf bestimmt dieses Leben zum Tode hin, aber der Mensch kämpft nicht gegen den Tod. Er kämpft mit dem Tod um das Leben und weiß, dass er es trotz allem sterbend verlieren wird. Diese Erkenntnis ist nicht neu, war aber bis vor kurzem peinlich verdrängt.

Das Glück des Menschen besteht darin, dass er den Tod überlisten kann. Er setzt Kreativität, Wissen und Verstand dafür ein, das Schicksal bestmöglich zu korrigieren. Weil der Tod nach wie vor seine größte narzisstische Kränkung ist, organisiert der Mensch mit großem Aufwand die Verzögerung seines Endes durch Technik, Chirurgie, Chemie, Pharmazie und Verbotsgesetze. Er errichtet ein Kontroll-Regime, um den Tod aus dem Leben zu verdrängen. Täglich ist er damit beschäftigt, sein Sterben zu ignorieren, in der Verdrängung mutet der Tod beherrschbar an. Der Mensch suspendiert mit ihm, dem Tod, auch das Schicksal und, sagen wir es pathetisch, mit dem Schicksal die Herrschaft der Götter. Er entmystifiziert das Heilige und heiligt so den Mythos von der Unsterblichkeit. Das Glück dieses anti-antiken Lebens aber ist nur ein

scheinbares. Es ist geborgt. Keine Neuigkeit ist das für jene, die zu sterben verstehen. Die anderen aber werden das Sterben lernen müssen.

Das Drama des Menschen besteht darin, sein Ende geistig nicht bewältigen zu können. Das Nichts des Todes übersteigt die Mächtigkeit des Verstandes. Der Verstand kann sich das eigene Ende nicht vorstellig machen, weil der Verstand über jedes Ende hinausdenkt, um es überhaupt fassen zu können. Das Betriebssystem des Lebens ist der Wille: Was lebt, will. Es drängt. Es vibriert. Es will voran und aus sich heraus. Als definitives Ende des Lebens ist der Tod Herrscher über den Willen zum ewigen Anfang. Nie wurde es dem wollenden Menschen leichter gemacht, sein Ende zu verleugnen, als in unserer Epoche der totalitären Ökonomie, die einzig und allein den ewigen Aufbruch im Sinn hat und uns die dafür verbrauchte Zeit in Rechnung stellt.

Das Verhängnis des Zeitgenossen schließlich besteht darin, in der totalen Gegenwart zu leben. Totale Gegenwart ist gekennzeichnet durch die Verdichtung von Raum und Zeit sowohl wie durch die Herrschaft der Sachverhalte. Diese Sachverhalte sind Positiva und dem Wort gemäß all das, was *da* ist, verfü-, ge- und verbrauchbar.

Tragik, Glück, Drama und Verhängnis des zeitgenössischen Menschen programmieren das Paradoxon der späten Moderne, in der zu Beginn des dritten Jahrtausends wir schon eine ganze Weile leben: hysterische Todessensibilität bei gleichzeitiger Todesverdrängung. Die archaisch-antiken Menschheitsmythen, die das Leben stets vom Tod her dachten und das Individuum in eine höhere Transzendenzgewissheit hievten, schei-

nen passé. Die Geschichts- ist so groß wie die Herkunft-, diese so groß wie die Traditionsvergessenheit. Allgemeingültige Übereinkünfte erodieren in dem Maß, in dem das Gespräch über sie verstummt. Wertsysteme sind erfasst vom Furor des permanenten Wandels, auf dass der Wandel an sich zum Wert geworden ist: Wandle dich, dann hast du Wert! Wandle dich, dann bist du! Sei flexibel, sei mobil! Sei niemals still!

Lange hat der Geist der Zeit uns gelehrt, Tragik, Drama und Verhängnis des eigenen Menschseins zu ignorieren. Sterben und Tod waren der Tyrannei ihrer Verleugnung ausgeliefert. Trügen jedoch die Zeichen nicht, hat seit kurzem ein Wandel die Republik erfasst – nicht flächendeckend, aber zunehmend breiter, nicht stürmisch, aber böig, nicht radikal, aber stetig. Im Fahrwasser des ökonomischen Sogs durch Funktionstüchtigkeit, Fitness und Flexibilität haben denkwürdigerweise die letzten Dinge an Bedeutung gewonnen: Funktionsuntüchtigkeit, Verfall und Vergänglichkeit. Ein neuer Geist bildet neue Vorstellungen, Bilder und Begriffe von Leben und Sterben aus. Er formatiert die Matrix eines neuen Todesbegriffs und formuliert bisher ungewohnte Aussagen über Leid, Schmerz und Trauer und Erinnerung. Das paternalistische Denken im Umgang mit Tod und Trauer schwindet, Ideologien verebben, Dogmen erodieren. Der Zeitgenosse will Trost im Diesseits, weil ihn ein Jenseits nicht mehr überzeugt. Diese Beobachtung ist keine empirisch belastbare Wahrheit, sie ist eine Tendenz.

Kulturhistorisch betrachtet ist in Deutschland in den vergangenen fünfzehn Jahren eine kleine Revolution geschehen: Der Mensch von heute lässt sich seinen

Tod nicht mehr aus der Hand nehmen. Man hat Sterben, Tod und Trauer neu zu denken. Das hat erhebliche Konsequenzen für Medizin, Rechtsphilosophie, Ethik und Politik. Weltanschauliche Fragen spielen dabei eine immer kleinere Rolle, allgemeinverbindliche Regeln im Umgang mit Tod und Trauer stehen nicht mehr zur Verfügung. Am gewandelten Umgang mit dem Skandal der Sterblichkeit lässt sich schließlich ein verändertes Selbstverständnis ablesen. Das Bild des Menschen ist im Begriff, sich zu verändern. Inwieweit dadurch ein neues Menschenbild bereits entstanden ist oder just entsteht, ist eine Frage der Perspektive; wie tief- und ausgreifend jene Veränderungen sind, steht folgerichtig in den Sternen. Im Spannungsfeld von Optimierung, Optionalität und Ökonomie über die letzten Dinge des Lebens zu reflektieren heißt, die Frage nach dem Verhältnis von Leben und Tod auf der Höhe des Zeitgeists neu zu stellen. Sterben und Tod sind nach wie vor die größte Herausforderung des Individuums, und ihre Bewältigung beginnt mit der Erkenntnis, dass der Tod ins Leben zurückkehrt.

## 2

**W**er das Ende inspiziert, muss nach dem Anfang fahnden. Er hat, so versteht sich dieser Essay, eine Biographie des Todes in Zeiten totaler Gegenwart zu verfassen. Er hat – um die Modalitäten des Finales zu begreifen – die zeitgemäßen Umstände des zeitge-

nössischen Lebenslaufs zu kennen. Er hat zu fragen, auf welche Weise, unter welchen Umständen und in welchen Kontexten heute gestorben wird und welche Bedeutung der Tod in unserer Epoche hat – vor dem Hintergrund sozialer, philosophischer und ökonomischer Kontexte. Lesen wir Sterben und Tod also auf der Basis der ökonomischen, politischen und sozialen Verhältnisse; verstehen wir Sterben, Tod und Trauer in Zeiten von Wachstum, Gewinn und Steigerung. Räumen wir ein, dass uns die Angst vor Scheitern, Leid und Vergehen sprachlos gemacht hat.

Zu allen Zeiten wurde gestorben, und zu allen Zeiten wurde es unterschiedlich, obwohl am Ende des Sterbens immer der Tod stand und steht. Beide, Sterben und Tod, sind eingebettet in das je kulturelle Selbstverständnis einer Epoche, und die Art, wie der Mensch stirbt, ist bedingt durch individuelle Wertvorstellungen, gesellschaftliche Normen und eine konventionelle Moral. Der sozioökonomische und sozio-kulturelle Gesamtzusammenhang seiner Zeit bettet den Einzelnen in eine immer schon vorfindliche Lebenswelt ein, mit der er sich zu arrangieren hat. Die Ausgangsfrage aller Betrachtungen scheint also einigermaßen simpel zu sein: Was ist Leben generell, und was ist Leben unter den Bedingungen und Beschreibungen der Gegenwart?

Oliver Sacks, schriftstellernder Psychiater und Neurowissenschaftler, gibt einen guten Hinweis auf die anthropologische Besonderheit des Menschen, die er im geistig-seelischen Bedürfnis der Steigerung erkennt. »In den Tag hinein zu leben«, schreibt Sacks, »ist für Menschen unbefriedigend; wir brauchen Transzendenz, Entrückung und Flucht; brauchen Sinn, Er-



kenntnis und Erklärung; brauchen allgemeingültige Muster, die in unserem Leben sichtbar werden. Wir brauchen Hoffnung und das Gefühl, eine Zukunft zu haben. Und wir brauchen die Freiheit (oder zumindest die Illusion der Freiheit), über uns selbst hinauszugelangen – egal, ob mit Teleskopen, Mikroskopen und anderen Erfindungen unserer unermüdlich fortschreitenden Technik, oder in Bewusstseinszuständen, die uns ermöglichen, in andere Welten zu reisen, unsere unmittelbare Umgebung zu überschreiten. Wir brauchen diesen inneren Abstand genauso wie die intensive Teilnahme am Leben.«

Die aktuelle Epoche leistet sich einen bemerkenswerten Widerspruch: Sie feiert das Leben und ist dennoch eine Toteskultur. Wir, ihre Zeitzeugen, leben zwischen Todesverdrängung und Todespräsenz. Die Kultur der totalen Ökonomie, Optimierung und des Exzesses ist eine Toteskultur, weil sie sich permanent auf den Tod bezieht, um ihn auf alle Fälle zu vermeiden. Wir verleugnen und verdrängen den Tod, um uns nicht eingestehen zu müssen, dass das Ende des Lebens immer schon gegenwärtig ist. Wir maskieren unseren Todesbezug mit der Diktatur der Gegenwart, um uns nicht anmerken zu lassen, dass das Ende jeder Zukunft immer schon begonnen hat. Wer denkt schon daran, sterben zu müssen?

Die Kunst der Todesverleugnung ist eine andere als die Macht der Todesverdrängung. Wird etwas verleugnet, leistet man sich eine Täuschung über Tatsachen: Ein Glas steht entweder auf einem Tisch oder nicht. Man könnte sagen, das Glas stehe nicht auf dem Tisch, sondern existiere nur in der Einbildung. Was gemäß dem Gesetz der Logik folgte, wäre eine Prüfung auf

die materielle Existenz des Glases anhand seiner Gegenständlichkeit. Wenn das Glas auf dem Tisch steht, wird man es anfassen und fühlen können. Die sinnliche Erfahrung gilt als objektiver Beweis.

Wie aber verhält es sich mit dem Tod? Man könnte sagen: Es gibt den Tod nicht. Was soll das sein, Tod? Nicht-mehr-Leben? Ein Zustand? Eine Behauptung? Ein kühler Terminus? Gibt es den Tod als solchen überhaupt, oder ist er nur die Negation von etwas Daseiendem? Und wie kann man legitimerweise vom Tod als Ereignis sprechen, wenn er doch dadurch definiert ist, dass er keinen objektiven Status besitzt?

Jenseits dieses Sprachspiels ist für einen lebenden Menschen mit den Instrumenten des Verstandes nicht in Erfahrung zu bringen, ob es den Tod gibt oder nicht. Er kann den Tod nicht wissen, er kann nur *vom* Tod wissen, dem Tod anderer. Der Tod könnte also auch ein Gerücht sein. Man kann ihn nicht anfassen, nicht spüren. Man hat von ihm gehört, ja, und womöglich hat man Menschen gesehen, die von ihm ergriffen wurden. Man hat Leichen gesehen und sie vielleicht angefasst. Für einen selbst aber könnte man all das nicht behaupten, denn noch lebt man und hat den Tod nicht erfahren, und wenn man ihn erfahren haben wird, kann man über ihn nicht mehr sprechen. Was nicht da ist, lässt sich verleugnen.

Weil aber die Verleugnung ein riskantes und letztlich unsicheres Geschäft ist, bietet sich die Verdrängung an. Sie drängt sich geradezu auf. Der Tod wird vom Leben abgespalten und ins Verlies des eigenen Ichs gesperrt. Die Verdrängung negiert den Tod nicht, wie die Verleugnung es tut. Sie schiebt ihn fort. Stünde ein Glas auf dem Tisch (und dieses Glas wäre das

Symbol für den Tod), so würde der Verdränger das Glas in die Hand nehmen, unter den Tisch stellen und sagen: Ich sehe kein Glas.

### 3

**A**lles, was wir diesertage tun, zielt auf Sichtbarkeit. Und alles, was wir tun, zielt auf Aufbruch. Ideal ist die Sichtbarkeit des Aufbruchs in der permanenten Performance. Die konvertible Währung der Performance ist der ewige Anfang. Wir leben, könnte man sagen, im permanenten Anfang. Wir leben im totalen Anfangsbezug. Der unausgesetzte Anfang ist der andauernde Aufbruch. Das zeitgenössische Individuum ist immer im Aufbruch. Es kommt nie an ein Ziel, nie an ein Ende, nie an die Grenze. Es fängt stets neu an und bricht stets wieder auf. Sein aktueller Standpunkt ist immer schon Vorspiel des nächsten. Ruhe wäre Stillstand, und nichts verachtet der Geist der Gegenwart mehr als still zu stehen. Im permanenten Sog des Ökonomischen zu sein heißt ja, im Strom eines stets unternehmerischen Geists zu treiben. In diesem Strom zu treiben heißt aber auch, ohne Halt von ihm getrieben zu werden. Der Sog des Ökonomischen bedeutet, dass alles und jedes auf seinen Ge- und Verbrauch hin betrachtet wird. Selbst der Mensch wird insofern ökonomisiert, als nicht Würde und Wert seiner Persönlichkeit höchste Priorität genießen, sondern seine ver- und gebrauchbare Leistungsfähigkeit.

Wenn von der Ökonomisierung des Menschen und

des Lebens die Rede ist, ist implizit die Rede von Einsatz und Rückgabe. Der Einzelne investiert sich, um sich wieder einsetzen zu können. In volkswirtschaftlicher Logik gesprochen: Jeder Mensch ist seine Aktie. Als Teil des Ganzen besitzt er einen gewissen Wert. Die Höhe dieses Werts definiert sich über sein Können, oder besser: über sein Können*wollen*. Die ganze Leistungsethik des unternehmerischen Geists zielt auf ein Ethos des Könnens ab, das ein Könnenwollen voraussetzt. Dem moralischen Sollen unterliegen anerkennungspflichtige Regeln, dem individuellen Wollen sind subjektive Grenzen gesetzt. Können hingegen ist per definitionem unbegrenzt. Können scheint unendlich steigerbar zu sein. Können impliziert immer die Steigerungsfähigkeit ad infinitum.

Können heißt immer auch, dass das Individuum gänzlich auf sich selbst zurückgeworfen ist, denn niemand anderer als es selbst kann das Können können. Sein Kapital besteht in der Potenzialität. Es besteht im Können. Dem Können geht immer schon ein Sollen und Wollen voraus. *Können* ist die grenzenlose Möglichkeitsform. Prinzipiell hat Können keinen Anfang und kein Ende, und was genau Können ist und sein soll, bleibt unbestimmt. Woher der Mensch sein Können bezieht, ist seine Sache. Beziehen aber muss es unbedingt. Können hat nur ein Ziel: Noch mehr Können. Die Steigerung um ihrer selbst willen. Die Ökonomisierung des Menschlichen bemisst den Menschen am Wert seines Könnens, nicht am Wert seiner Persönlichkeit und insofern am Wert seines Körpers, als der Körper (worin begriffen auch die Psyche steckt) materialer Garant fürs Können ist. Vom Menschen erfordert das Könnenwollenmüssen bislang nicht be-

währte Fertigkeiten. Der Einzelne muss sich sein Können abringen; der eine ringt sich dabei mehr ab, der andere weniger. Als Individuum, als unteilbare Einheit, muss er die Könnenskompetenz (eine Art Lebensführungskompetenz) mühsam erlernen. Nur: Wann ist Können ein Können und also eine Kompetenz, die als Wert verhandelbar ist? Wie viel Können ist nötig, um als »Können« bestehen zu können? Und was hat all das mit Sterben und Tod zu tun?

Vieles, wenn nicht alles.

Den permanenten Aufbruch und das undefinierte wie infinite Können zum Maßstab des Menschseins gemacht zu haben, ist eine der tragenden Eigenschaften des gegenwärtigen Lebensgesamtverwaltungssystems westlicher Marktgesellschaften. Scheitert das Individuum an diesen Anforderungen, scheitert es automatisch an seinen. Niemand anderes ist für das Scheitern an den Könnens-Ansprüchen haftbar zu machen als das nichtkönnende oder nichtmehrkönnende Individuum selbst. Die Selbstaussbeutung ist, wie der koreanische Philosoph Byung-Chul Han zu Recht bemerkt, die große Leistung der gegenwärtigen Ökonomie. Deren System ist klug genug, weder Entscheidungen noch Erlösungen anzubieten; es verlagert die Entscheidung und Erlösung in die Sphäre des Subjekts und somit in die Eigenverantwortlichkeit des Einzelnen. Die Logik des Systems besteht darin, dass der Einzelne für jeden Schaden, den er erleidet, selbst verantwortlich ist. Keine Instanz erlöst ihn durch Aufhebung in ein höheres Vergeben. Insofern ist die kapitalistische Ordnung eine religiöse, als sie den Glauben an die Möglichkeit des Könnens voraussetzt, ohne eine Ethik des Scheiterns anzubieten.

Dieses Leistungsethos aber etabliert ein Menschenbild, das den Menschen bei der Hälfte zurücklässt. Sterben und Tod sind nicht vorgesehen. Sterben und Tod sind das Nichtmehrkönnen par excellence.

#### 4

Vielleicht glauben wir an Gott, vielleicht nicht, vielleicht ein bisschen, fast sicher aber glauben wir alle an die unbedingte Zukunft als Rendite fürs pure Dasein der Gegenwart. Wir sind Gläubiger unserer selbst und stellen unserem Leben einen ungedeckten Scheck aus: Vertrauen auf Zeit, verbunden mit dem Zins, der in der Zeit wächst: brauchbares Leben. Brauchbares Leben ist Leben, das sich einsetzen lässt, um dafür weiteres Leben zu bekommen. Eine Form biologischer Rendite also.

Die Gesellschaftsform einer Ökonomie, die auf der permanenten Bereitstellung von brauchbarem Leben beruht, hat nichts anderes im Sinn als Anfang und Aufbruch, Addition und Akkumulation brauchbaren Lebens. Die Lebenswelt dieser Gesellschaftsform – in der Erscheinungsweise des liberalen Rechts- und Wohlfahrtsstaats womöglich die freiheitlichste aller Zeiten – definiert sich über totale Gegenwart und strebt ausschließlich nach Zukunft. Sie setzt auf den Vektor Wachstum. Die so gekennzeichnete späte Moderne unterscheidet sich von allen Epochen vor ihr dadurch, dass in ihr das Sterben nicht vorgesehen ist. Im ständig wachsenden und nachwachsenden Leben

ist die *Möglichkeit* des Sterbens nicht vorgesehen (und doch ist das Sterben des Lebens notwendig vorausgesetzt: würde es kein Sterben geben, hätten wir nicht nur ein Raumproblem, sondern auch die demographische Inflation).

Alle Energie des Lebens richtet sich nach vorn, um für den ständigen Aufbruch verbraucht zu werden. Sterben und Tod aber lassen sich nicht ge- und verbrauchen. Beides steht dem Regime der Verwertbarkeit entgegen. Sterben und Tod sind Bruch und Abbruch. Sie sind die totale Negation der totalen Positiva einer totalen Gegenwart, deren Ziel totale Zukunft als neue totale Gegenwart ist. Da die Ökonomie allein Produktion, Herstellung, Schaffung und Schöpfung dessen im Sinn hat, was sich ge- und verbrauchen lässt, stellen Sterben und Tod in ihrer unproduktiven, unerschöpferischen, unbrauchbaren Negativität das Ende jeder ökonomischen Realität dar. Sie stellen nichts weiter her als die Abschaffung des Menschen als Konsument. Sterben und Tod produzieren Unbrauchbarkeit. Drehte man das Vorzeichen um, würde es heißen: Das Leben als Sterben definiert sich über den Ge- und Verbrauch seiner selbst mit dem Vektor Schrumpfung.